

**Kindliches Spiel.**

Erzählung von A. Ostor Klaußmann.

An die verwitwete Frau Fabrikbesitzerin Weil in M.

Liebe Freundin!

Heute bin ich in der Lage, Dir eine angenehme Nachricht zu übermitteln, der Du wahrscheinlich schon längere Zeit mit Sehnsucht entgegengeharrt hast. Es ist mir heute gelungen, meinen guten Bekannten, den Bankier Werner, zu veranlassen, Dein Kapital in sein Geschäft zu nehmen. Die Gelegenheit war außerordentlich günstig. Es war Kapital wegen einer Erbschaftsteilung zurückbehalten worden, und eine halbe Million wurde frei. Es liegen eine Menge von Meldungen vor, aber dank meinen persönlichen Beziehungen zu Bankier Werner und seiner Frau und dank meinen Bitten ist Werner bereit, Dein Kapital von 400,000 Mark anzunehmen und mitarbeiten zu lassen. Du hast bisher das Kapital in Staatspapieren angelegt, welche Dir 3 1/2 Prozent bringen. Du verfügst also im ganzen über 14,000 Mark jährlichen Einkommens. Du hast jedem Deiner Söhne 4000 Mark Zuschuß gegeben und nur 6000 Mark für Dich behalten. Von jetzt ab verfügst Du über ganz andere Summen. Werner zahlt für dieses Jahr 12 Prozent; das macht für Dein Kapital 48,000 Mark. Das ist mehr als das Dreifache von dem, was Du bisher gehabt hast. Du bist in der Lage, die Zulage Deiner Söhne zu verdreifachen, Du kannst jedem 12,000 Mark geben und behältst dann noch 24,000 Mark für Dich übrig. Mit der Zulage von 12,000 Mark können Deine Söhne aus den Linienregimentern, in denen sie stehen, in die vornehmsten Regimenter des Landes übergehen, wo ihnen nicht nur ein besseres Avancement winkt, sondern wo ihnen auch eine sehr reiche Heirat eher gelingen wird als in den Provinzregimentern, in denen sie jetzt stehen. Unsere Söhne sind doch nun einmal auf reiche Heiraten angezogen. Mit den 24,000 Mark, die für Dich übrig bleiben, kannst Du endlich Deinen Wunsch erfüllen, große Reisen zu machen, was Du bisher bei Deinem Einkommen Dir nicht leisten konntest. Werner verzinst das Kapital von dem Tage an, an dem er es erhält. Soviel ich weiß, hast Du Dein Geld im Banktresor liegen. Hole es also heraus und überbringe es selbst Anfang nächster Woche Werner.

Ich freue mich herzlich, daß es mir gelungen ist, die Sache für Dich durchzusetzen, ich bin überzeugt, Du wirst den Freundschaftsdiens, den ich Dir geleistet habe, zu schätzen wissen.

Deine Freundin

Leonie.

Die verwitwete Frau Fabrikbesitzerin Weil las diesen Brief mehrmals durch, und zwar tat sie das mit Befriedigung. Ihre Zugenfreundin, die Wittve eines Geheimen Regierungsrates, hatte ihr schon seit länger als einem halben Jahre brieflich und auch bei einer Begegnung mündlich klar gemacht, welche tolle Geschäfte der Bankier Werner mit den Geldern machte, die ihm von näheren Bekannten anvertraut wurden.

Beide Söhne der Frau Weil waren Offiziere und standen bei der Linie; der eine bei den Jägern, der andere bei der Infanterie. Leonie hatte nur zu recht: wenn Frau Weil ihren Söhnen die dreifache Zulage geben konnte, stand ihrem Lebensritt in Gardeeregimentern nichts mehr im Wege, und eine glänzende Karriere schien dann den Söhnen gewiß.

Der Fabrikbesitzer Weil hatte sich aus kleinen Anfängen herausgearbeitet, hatte ein großes Vermögen erworben, hatte es zum Teil wieder verloren, aber als er starb, hinterließ er doch noch 400,000 Mark und eine kleine Villa. Universalerbin war seine Frau, und erst nach deren Tode fiel das Kapital und Villa an die Söhne. Frau Weil hatte mit ihren Söhnen in geradezu hochherziger Weise die jährlichen Zinsen geteilt. Sie überließ den Söhnen die größere Hälfte, und mit den 6000 Mark konnte sie keine großen Sprünge machen, da die Unterhaltung der Villa und des Gartens jährlich auch eine größere Summe verschlang.

48,000 Mark jährlich — das war allerdings außerordentlich verlockend. Freilich, Frau Weil erinnerte sich einer Szene, die sich vor langen Jahren in ihrer Wohnung abgespielt hatte. Damals war ein Berliner Bankier, ein Zugenfreund des Gatten, zu Besuch bei ihnen, und es wurde über die Anlage von Papieren und über die Zinsen gesprochen. Der Mann war allgemein, daß unter dem Regime Miquel in Preußen und Deutschland der Zinsfuß so stark herabgesetzt worden war. Früher brachten Staatspapiere mindestens 4 Prozent; als sie auf 3 1/2 Prozent heruntergingen, kamen viele kleine Rentiers, besonders einzelführende Frauen, die leblich auf den Zinsbetrag angewiesen waren, in Bedrängnis. Fabrikbesitzer Weil hatte damals seinem Freunde gegenüber den Wunsch geäußert, sein Geld in ausländischen Papieren anzulegen. Aber der Bankier hatte ihm davon abgeraten und ihm erklärt:

Wir haben an der Börse einzu Grundsatz: Wer gut essen und schlecht schlafen will, der soll sein Geld in

hochverzinslichen ausländischen Papieren anlegen. Wer weniger gut essen, dafür aber gut schlafen will, der lege sein Geld in einheimischen Staatspapieren an, die zwar weniger Zinsen bringen, aber um so vieles sicherer sind.

Das war damals. Unterdes hatten sich die Zeiten gewaltig geändert. Frau Weil mußte es ja von allen ihren Bekannten, welche ihre Kapitalien in der Industrie oder im Handel hatten, welche tolle Summe sie verdienten. Da war Frau Schröder, ebenfalls die Wittve eines Fabrikbesitzers. Schröder hatte einige Jahre vor seinem Tode seine Fabrik in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und einen Teil dieser Aktien behalten. Die Aktien brachten 25 und 30 Prozent. Frau Schröder hatte nur eine Million geerbt, hatte aber eine jährliche Einnahme von 300,000 Mark. Solche Summen imponierten!

Einige Tage überlegte Frau Weil. Dann ging sie nach der Bank und holte sich aus dem Tresor die 400,000 Mark in Staatspapieren. Sie packte diese in eine Handtasche und verbrachte eine unruhige Nacht in ihrer Wohnung, da sie fortwährend daran denken mußte, wie es eventuell Eindreihern nicht darauf ankommen würde, Gewalt gegen sie anzuwenden, wenn sie gewiß hätten, welche Summe die kleine Villa in jener Nacht barg. Aber auch die Nacht ging vorüber. Frau Weil sagte ihrem Mädchen, sie wolle eine kleine Reise antreten, von der sie erst gegen Abend zurückkommen würde; und schon in frühesten Morgenstunden machte sie sich mit ihrer Handtasche auf den Weg zum Bahnhof.

Sie mußte unterwegs zweimal umsteigen und sah zuletzt, bevor sie nach M. kam, mit einem Ehepaar in einem Abteil zweiter Klasse zusammen. Als man sich dem Reiseziel näherte, sagte der noch ziemlich junge Reisegesährte zu seiner Gattin:

„Diese Terrains gehören alle bereits dem Bankier Werner, der hat sie auf Spekulation gekauft.“

„Sie sind wohl sehr wertvoll?“ fragte die Gattin.

„Jetzt noch nicht,“ lautete die Antwort; „wahrscheinlich würde Werner sehr schlecht abschneiden, wenn er sie jetzt verkaufen wollte. Aber in einigen Jahren werden sie einen hohen Wert haben, denn alle diese Wälder, die Du hier siehst, werden Baustellen.“

„Dieser Bankier Werner ist feintreich, nicht wahr?“

„Ja, er hat es verstanden! Der Mann hat ungeheures Glück gehabt! Er kommandiert, nach seinen Geschäften zu urteilen, Millionen. Was er ansieht, gelingt ihm.“

„Also ein Glückspilz?“

„Nein, nein, mein Kind, so schlimm ist es nicht. Das Schicksal sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Auch er hat sein Skelett im Hause, und das ist die Frau, die ihn mit wahnsinniger Eifersucht quält. Und sie hat gar nicht einmal Veranlassung dazu, denn der Mann ist sehr solide, und gerade seine Solidität in allen Dingen hat ihm sein geschäftliches Renommee und seinen Kredit verschafft. Es soll öfters da in der kostbaren Villa des Bankiers Werner Eifersuchtszujagen geben, die jeder Beschreibung spotten.“

„Ist die Ehe kinderlos?“

„Nein, es sind zwei kleine Kinder da.“

„Es gibt stets Menschen, die in rücksichtsloser Weise die Angelegenheiten ihrer Bekannten und Mitmenschen an öffentlichen Orten, zu denen natürlich auch ein Wagenabteil gehört, besprechen. Frau Weil erfuhr aber, daß Werner ein reicher und glücklicher Geschäftsmann war. Seine ehelichen Angelegenheiten interessierten sie nicht; mit der eifersüchtigen Frau hatte sie ja gar nichts zu tun.

Gegen Mittag kam Frau Weil in M. an. Sie nahm auf dem Bahnhofe eine Droschke und fuhr nach der Villa des Bankiers Werner, die in einer Vorstadt lag.

Als sie die Droschke verließ und an der Villa klingelte, kam ein Diener in Livree und fragte, was sie wünschte. Frau Weil erzählte, sie käme in Geschäftsangelegenheiten und würde erwartet. Der Diener bedauerte, daß Herr Werner und seine Gattin nicht zu Hause seien; sie seien ausgefahren, würden aber in einiger Zeit wiederkommen. Er geleitete darauf Frau Weil in die Villa, wo eine Hausdame die Besucherin in Empfang nahm.

Frau Weil sagte, sie käme auf Empfehlung ihrer Freundin Leonie, und die Hausdame schien diesen Namen gut zu kennen.

Herr und Frau Werner sind ausgefahren, sie probieren ein neues Pferd. Aber sie werden in einer halben Stunde wieder zurück sein. Wollen Sie die Freundlichkeit haben und etwas warten.“

Die Hausdame geleitete Frau Weil bis zur Rückseite der Villa auf eine Terrasse, die durch Glaswände und hochgezogene Schlingengewächse, die sich über Stützwerk rankten, zu einem köstlichen, schattigen Aufenthalt gemacht war.

Die Hausdame bot Frau Weil eine Erfrischung, ein Glas kühler Limonade an, das die durstige alte Dame auch annahm. Dann bot die Hausdame um Entschuldigung, weil sie in

der Wirtschaft zu tun habe, und ließ Frau Weil auf der Terrasse allein.

Es war das der alten Dame gar nicht unangenehm. Der Aufenthalt war geradezu köstlich. Man hat einen schönen Blick in einen großen Garten, der mit höchstem Raffinement eingerichtet und gepflegt war. Wohin man blickte, sah man die Anzeichen gediegenen Reichtums.

Auch noch jetzt, hier auf der Terrasse, hatte Frau Weil den Doppelhimmel ihrer Handtasche über den linken Arm gestreift, damit sie die Tasche ja nicht verliere oder liegen lasse. Das frühe Aufstehen, die Reise, die Aufregung und Sorge um den Schatz, den Frau Weil bei sich trug, hatten die alte Dame müde gemacht. Die wunderbare Stille, die sie umgab, und der kühle Schatten wirkten schlaffördernd, und Frau Weil „nidte“ wirklich ein.

Wie lange sie geschlafen hatte, wußte sie nicht. Sie wurde durch Rufe bestimmen in ihrer unmittelbaren Nähe geweckt. Frau Weil mußte sich erst einen Augenblick besinnen, wo sie sei. Dann schob sie die Blätter der Schlingpflanze, die eine Bitterwand bedeckten, zurück und sah unten im Garten zwei Kinder von ungefähr vier und fünf Jahren, ein Mädchen und einen Knaben, wohl die Kinder des Hauses.

Die Kleinen waren sehr lebhaft, konnten ohne Aufsicht im Garten spielen, weil dieser ja ringsum durch Schloffen war und gewiß keine Gefahren für sie bot, und von der Anwesenheit eines Fremden ahnten die Kinder nichts, da die dicke Blätterwand die Besucherin den Augen der Kinder entzog.

Frau Weil war immer kinderlieb gewesen, sie freute sich, wenn sie besonders kleine Kinder bei ihren Spielen beobachten konnte.

Die Kinder waren auch sehr brav und lebhaft. Sie hatten in einer schattigen Ecke einen kleinen, niedrigen runden Tisch mit zwei Miniaturstühlen. Der Knabe suchte sich ein rundes Stück Holz, das wie eine Zigarre ausah, und setzte sich mit übergeschlagenen Beinen auf den kleinen Stuhl. Er imitierte das Rauchen und machte ein besorgtes Gesicht; gewiß verlor er seinen Vater. Das kleine Mädchen hatte sich aus einem Stück Zeitungspapier, das auf dem Tische lag, mit geschidten Fingern einen Hüter gemacht. Sie sah auf dem andern Stuhl und lächelte sich. Die Kleine hatte ungewöhnlich dramatisches Talent. Sie schien die Getränke und Belebige zu spielen. Worte flogen zwischen den Kleinen hin und her, welche in der kindlichen Aussprache für Frau Weil nicht vollständig verständlich waren; aber es handelte sich jedenfalls um eine erregte Szene. Wirklich großartig spielte die Kleine und zeigte ihre dramatischen Fähigkeiten, als sie sich jetzt erhob, den Hüter zerriß, ihren Vis-a-vis vor die Füße warf und rief:

„Du bist ein Betrüger, du betrügst mich und alle Leute.“

Es war erstaunlich, wie die Kleine diese Worte herausschmetterte. Aber ihr Partner war mit der Ausführung der Rolle nicht einverstanden; er erhob lebhaften Protest:

„Nein, nein, Bess!“ rief er. „Du mußt nicht zuletzt so laut sagen, ganz leise.“

Die Kleine setzte sich mit dem wieder aufgetasteten und zurecht gemessenen Hüter aus Zeitungspapier nochmals zurecht, und die Szene begann von neuem. Unzweifelhaft waren die Kinder Zeugen einer Eifersuchtszene zwischen den Eltern gewesen und kopierten jetzt diesen Auftritt. Kinder sind nicht nur scharfe Beobachter den Erwachsenen gegenüber, sondern verstehen diese auch in ganz wunderbarer Weise zu kopieren.

Weiter begann der Streit zwischen den kleinen Gebrüdern. Dann erhob sich Bella und rief laut und erregt:

„Du bist ein Betrüger, du betrügst mich.“

Dann aber fügte sie leise zischend wie eine Schlange hinzu:

„Und du betrügst alle Leute!“

„So ist's richtig!“ schrie der kleine Bruder. Frau Weil aber erhob sich jäh mit einem Blick voll Schreden und Aufregung.

Solche Szenen kamen hier im Hause vor!

Nur einen Wunsch hatte sie: fort aus dieser Villa, um ihr Geld zu retten. Sie eilte von der Veranda bis zur Diele, traf hier die Hausdame und erklärte ihr, sie müsse unter allen Umständen noch einen Besuch machen; sie käme in einer Stunde wieder. Sie eilte durch den Garten hinaus und die Straße hinab und war froh, dem Bankier nicht begegnet zu sein. Am nächsten Straßenecke nahm sie eine Droschke und fuhr zum Bahnhofe. Frau Weil war glücklich und froh, daß der Zug in einer Viertelstunde nach ihrer Heimat zurückging. Noch am Abend traf sie dort ein, und zu ihrer Befriedigung noch unmittelbar vor Schluß der Bank. Sie konnte im Tresor die 400,000 Mark in Staatspapieren, die sie spazierengeführt hatte, wieder deponieren.

Als Frau Weil abends zu Hause sah, hatte sie einen kleinen Verstoß, und war mit sich sehr unzufrieden. Hatte sie sich nicht wie eine Närrin

betragen, hatte sie nicht mutwillig ihr Glück und das ihrer Söhne von sich gestoßen? War sie nicht wirklich unzurechnungsfähig und kindisch, daß sie eine Szene, die kleine Kinder aufführten, zur Veranlassung nahm, um ihren wohlbedachten Plan zu ändern? Hatte sie sich nicht vor Leonie und dem Bankier lächerlich gemacht?

Aber es regte sich etwas in ihr, was nicht stillschweigen wollte und ihr zurief:

„Du hast recht gehandelt. Sind nicht foundso viele andere Bankiers Schwindler gewesen und haben Leute um ihr ganzes Hab und Gut gebracht? Was geschieht mit dir und deinen Söhnen, wenn du das ganze Geld verlierst und nichts übrig bleibt als die kleine Villa, die kaum veräußert ist und nicht so viel bringt, daß du allein davon einige Jahre dein Leben fristen kannst?“

Spät ging Frau Weil zur Ruhe, aber dann war sie mit sich fertig. Sie beschloß von jetzt ab, ruhig zu schlafen und weniger gut zu essen.“

Am übernächsten Tage kam ein Brief des Bankiers Werner, in dem er auf's lebhafteste bedauerte, daß Frau Weil ihn nicht zu Hause getroffen habe. Er stellte ihr dabei, noch einmal mit dem Gelde zu ihm zu kommen oder ihm mitzuteilen, wann er sich das Geld abholen dürfe. Gerade dieses Angebot erregte erst recht Verdacht bei Frau Weil.

Sie schrieb an den Bankier, sie habe Gelegenheit gehabt, ihr Geld anderweitig vorteilhaft unterzubringen, und bedauere sehr, nicht mit ihm in geschäftliche Verbindung treten zu können.

Am Tage später kam ein Brief von Leonie, voll von Anklagen und Vorwürfen. Leonie erklärte das Betragen der Zugenfreundin für unqualifizierbar. Sie habe nicht nur sich selbst geschädigt und lächerlich gemacht, sondern auch den Bankier beleidigt, denn ihr Betragen lasse auf Mißtrauen schließen, das jedenfalls für einen Mann wie Werner höchst verlegend sei. Leonie kündigte der Zugenfreundin alle näheren Beziehungen auf, und Frau Weil entschloß sich, auf den Brief nicht zu antworten. Sie mußte auch den Verlust der Freundin mit in Kauf nehmen. Bester der Freundin verloren, als das Geld.

Sechs Monate waren ins Land gegangen. In der kleinen Villa der Frau Weil ging alles seinen regelten Gang. Es soll indes nicht verwundern werden, daß doch für die Besizer der Villa manche Stunde kam, an der sie sich fragte, ob sie nicht mit ihrem impulsiven Handeln, ihrer Flucht aus der Villa des Bankiers Werner ihre Kinder und sich selbst schwer geschädigt habe.

Der Herbst und der größte Teil des Winters waren vergangen, als eines Morgens Frau Weil ihre Zeitung aufschlug und auf der ersten Seite quer über die ganze Kolonne mit großen, fettdruckten Buchstaben die Worte las: „Ein ungeteuer Bankier und seine Opfer.“

Da stand es klar und deutlich: Bankier Werner in M. hatte sich erschossen! Seine Frau war in eine Irrenanstalt geschafft worden. Der Mann hatte die ihm anvertrauten Gelder zu Spekulationen benutzt, hatte in Effekten und Terrains wahnwitzig spekuliert, hatte die Zinsen von dem ihm anvertrauten Kapital gezahlt und hatte einen Bankrott mit drei Millionen Schulden gemacht, nebenbei aber die gesamten Einlagen seiner vertrauensseligen Opfer verloren. Wie die Zeitung berichtete, herrschte in weiten Kreisen und gerade in der besten Gesellschaft in M. eine Panik, denn Familien hatten ihr ganzes Vermögen verloren.

In den nächsten Tagen brachten die Zeitungen weitere Berichte, in welchen immer ungewöhnlichere Details vorhanden waren. Werner selbst hatte nie etwas befehlen, hatte durch seinen luxuriösen Haushalt allen Leuten Sand in die Augen gestreut und vermögende Familien an den Bettelstab gebracht. Ein paar Selbstmorde solcher Unglücklicher, die alles durch Werner verloren hatten, folgten.

Leonie schrieb einen verzweifelten Brief an Frau Weil, in dem sie mitteilte, sie habe ihren gesamten Besitz verloren und sei in Zukunft auf die Wohlthätigkeit ihrer Verwandten angewiesen.

„Du hast ein guter Engel geleitet“, schloß sie den Brief, „Du mußt im Himmel einen besonderen Schutzengel haben.“

Der Konturverwalter der Masse Werner erhielt in den nächsten Tagen von Frau Weil einen Brief, welcher lautete:

„Sehr geehrter Herr! Wie ich erfahre, hat sich ein Konjunktum gebildet, welches für die unglücklichen Kinder des toten Bankiers Werner und seiner unheilbar wahnsinnigen Frau sorgen will. Ich will mich gern diesen Wohlthätern anschließen und verpflichte mich, für zehn Jahre zum Besten der armen Kinder jährlich 600 Mark zu zahlen. Möge dieses Scherlein dazu beitragen, das Los der armen, unschuldigen Kinder einigermaßen zu mildern. Bitte, teilen Sie mir mit, wohin das Geld jährlich überwiesen werden soll.“

**Ein Freibad unter dem Soldatenkönig.**

Historische Skizze von Artur Stiefeler.

Es war an einem brennend heißen Sommermorgen im Jahre 1732.

Über dem Potsdamer Stadtschloß des Königs Friedrich Wilhelm I. lag heitere Hitze, und keine Wolke war am Himmel zu sehen. Auf den Steinböden vor dem Wachhause im Schloßhof stimmerte die Sonnenglut. Eine Reihe der langen Kerle sah, eingepreßt in die enge Montur, auf einer Bank, die im Schatten lag; die übrigen lehnten und lagen auf Schemeln, Tischen und Bänken in der Wachtstube; die Hitze der letzten Tage hatte sie matt gemacht.

Plötzlich stoben alle durcheinander wie in Aufregung getommene Ameisen.

Ein kurzes, scharfes Trompetensignal, Trommelwirbel.

„Der König kommt!“

Es war so: Friedrich Wilhelm trat aus der in der Nähe liegenden Schloßküche. Wie immer in tadelloser Obersten-Uniform kam er schnellen Schrittes näher, so energisch, daß die Wache nicht Zeit genug befehl, sich vorschrittsmäßig aufzustellen.

Mit scharfen Blicken beobachtete Seine Majestät die Herankommenden. Die dienstliche Meldung wurde vom Korporal abgegeben; die Riesenferle standen unbeweglich da wie Holzpuppen.

Majestät war in gnädiger Stimmung:

„Gute sehr heiß, vorsichtig sein — Wasser nicht sparen! Bei Hitze wird die Montur leicht ramponiert, muß besondere Sorgfalt angewendet werden. In der Sonne bricht das Leder, und das weiße Tuch wird verchwilt. Der Rock des Königs ist kostbar. Neue Monturen gibt es erst im Winter! Verstanden?“

Er ließ die Mannschaft wieder abtreten, damit sie nicht unnütz lange in der Sonnenglut stand, und rebete mit dem Korporal:

„Ist Wache hinausgestellt an die Pulverhäuser?“

„Wie befohlen, Majestät.“

„Auch an das letzte Pulverhäuschen ganz draußen hinter dem Walde am Jungfernssee?“

„Gute wie alle Tage, Majestät.“

„Dorthin muß immer einer der kräftigsten und gefundesten Kerle geschickt werden. Der Weg ist weit. Wo der Wald abgeschlagen ist, mag es sehr heiß sein.“

Die Stärksten gehen dorthin, Majestät.“

Friedrich Wilhelm nicht befriedigt; er hatte den Eindruck, daß nach Möglichkeit alles in Ordnung gehalten würde. Er ließ sich den Rock ausziehen, streifte die hintenbesteckten Schuhärmel über das weiße Hemd und setzte sich an den Schreibtisch, um in enger Arbeit die aufgetürmten Akten durchzugehen.

Es mochte wohl zwei Uhr geworden sein, als sich ein dem Könige bekannter Bürger zur Audienz in dringender Angelegenheit melden ließ.

Friedrich Wilhelm war sehr ungeduldig über die Störung; er war heute ohnehin müde auf Bürgerseute; die Kollaterale wollten die Feuerprobe nicht bezahlen, deren Anschaffung er vorgeschrieben hatte. Aber er befahl doch: „Reinlassen!“

Mit tiefen Bedeuungen, ängstlich und zaghaft, trat ein Bürgersmannchen in die Tür. Mit seiner Unmännlichkeit, seinem bleichen Gesicht, seinen schleichen Bewegungen hatte er sofort bei dem robusten Monarchen verspielt.

ehe die neugierigen Stallknechte noch ergründet hätten, was die Ursache des ungewöhnlichen Vorkommnisses sein könnte, waren Hof und Keller schon durch das untere Tor — damit die Wache nichts merke — verschwunden.

In wenigen Minuten hatte der König durch das Neuener Tor die Stadt verlassen. Er ritt zuerst durch den bünnen, heißen Riesenwald, dann an dem großen, in greller Mittagsglut liegenden Holzschlag entlang dem Jungfernssee zu.

Der Gaul war naß, und auch des Königs Majestät war in einen ganz unfürklichen Schweiß gekommen.

Klapp, klapp — klapp, klapp — schlugen die Hufe in den trockenen Sand; da schimmerte durch das letzte Gebüsch das Silber des Sees, und jetzt erkannte das Auge des Königs auch das Pulverhäuschen.

Er stieg vom Pferde und hielt forschend Ausschau nach seinem langen Kerl. Er blenete mit der Hand die Sonnenstrahlen ab — nichts zu sehen.

Der Monarch ging ein wenig mehr nach rechts. Jetzt konnte er das Tor des Pulverhäuschens überblicken, daran lehnte die Mustete, an der verüllerten Öffnung oberhalb der Tür die Montur; der Rod, Gamaschen, Banteliet, Dreispiz; alles sehr ordentlich aufgehängt.

„Wo ist der Kerl?“

Da pustete etwas im Wasser, sprigte, tauchte auf und unter — und jetzt sah es Seine Majestät; der Kerl hatte ein Bad genommen und vergrünete sich in der kühlen Flut.

„Dastig stieg der König zu Pferde und ritt eilends auf das Häuschen zu.“

Aber der lange Kerl war doch aufmerksam gewesen; er hatte die Hufschläge gehört. Er blickte spähend auf. Er erkannte den König und sprang in Riesenlägen aus dem Wasser an seinen Posten. Dort hing er schnell Säbel und Patronentasche um, ergriff die Mustete und präsentierte flüchtig, wasserglänzend, aber in tadelloser Haltung, als das Hof und die Hausdame bog.

Der Monarch suchte ihn hart an: „Wie heißt er?“

„Macdonald, Majestät.“

„Was tut Er hier?“

„Ich präsentiere vor meinem königlichen Obersten.“

Friedrich Wilhelm war bekanntlich ein Freund von Schlagfertigkeit, und es gefiel ihm, daß der Kerl nicht ängstlich geworden war. Er sah ihn genauer an und war erfreut über den ebenmäßigen, ungemein kräftigen Oberbau. So frisch und kühl war er, und ihm, dem König, tannen die Schweißperlen am ganzen Körper hinab. Am liebsten hätte er sich selbst in die kühle Flut begeben. Jedemfalls war es ihm klar, daß es eine Dual sein mußte, hier stundenlang in enger Montur, bestrahlt von der Sonne, auf und ab zu wandeln. Er verzog gern die Lebensfreude der Instruktion, obgleich er glaubte, fürb erste noch ein wenig ungehalten sein zu müssen.

„So läuft Er hier herum?“ rief er barsch.

„Gott hat mich so geschaffen, Majestät.“

„Schämt Er sich nicht vor den Leuten, die hierher kommen?“

„An Euer Majestät Pulverhaus hat niemand etwas zu suchen.“

Der König lächelte zufrieden.

„Glaubt Er, so seinen Dienst zu erfüllen?“

„Eure Majestät haben befohlen, die Montur zu schonen, und Troß sei dem geboten, der mir auf meinem Posten zu nahe kommt!“

Friedrich Wilhelm durchschaute natürlich die pfiffige Art, wie sich der Riese aus der Affäre zu ziehen suchte, und da er die paradiesische Kleidung mit der Sparamkeit seines königlichen Herrn zu bedenken versuchte, hatte er vollends gemommen.

Der König sah ihn noch einige Augenblicke wohlgefällig an, broste ihm lächelnd mit dem Finger und ritt heim, indem er ihm um sein erfrischendes Bad herzlich beneidete. Die Schuld an seinem anstrengenden Ritt in der Sonne schob er natürlich auf den Bürger, der die Grenadiere verlagte hatte.

Sowie der Fürst im Schlosse angekommen war, ritt ein Erpzeibote in die Stadt, der den Bürger holte.

Mit verschmittem Gesicht, in der Hoffnung, vom König eine Belohnung für seine strenge Sittlichkeit zu erhalten, trat er ein.

„Habe selbst nachgesehen — Sache ist so — die Kerle haben in der Hitze — sehr vernünftig!“

Das Gesicht des Bürgers wurde immer länger, als der König fortfuhr:

„Damit Er auch einseht, daß ein frisches Bad ein Labfal ist, soll Er sogleich und auf drei Wochen lang befehlen, das verdorrene geht. Er selbst soll aber nicht baden, viemell unfer Herrgott das frische Wasser für Sunbsfütter nicht gemacht hat! Raus mit Ihm!“

Der Bürger ging und hatte nun Gelegenheit, draußen neben dem Potsdamer Pulverhause am Jungfernssee nachzubedenken, was die Zurechtweisung Friedrich Wilhelms I. für eine gefährliche Sache war.